

gemeine Bezeichnung bekannt ist, die das Gegenteil, also eine Abgrenzung «nach unten», benennt.

In Wien hatte ich mich daran gewöhnt, nur für mich allein zu stehen. Es genügte, mich mit meinem Vor- und Nachnamen vorzustellen. Das änderte sich jedoch wieder, als ich nach Liechtenstein zurückkam. Sowohl bei der Wohnungs- als auch bei der Arbeitssuche wurde ich nach meiner Familie gefragt.

Einmal sollte ich über die alten Gegenstände der Gemeinde Balzers sprechen. Nachdem mein Name genannt war, begann unter den Zuhörern (aus ganz Liechtenstein) ein «Werweisen», wer ich sei, d. h. aus welcher Familie ich käme. Ich hörte fasziniert den komplizierten Ausführungen zu, denen ich nicht immer folgen konnte. Als jeder Bescheid wusste, wurde es still. Ich konnte beginnen.

Bei einer Einladung stellte mich meine Freundin einem Liechtensteiner «nur» mit meinem Namen vor. Der Mann schwieg und überlegte. Mein Name sagte ihm ganz und gar nichts. So fragte er mich einfach nach meiner Familie. Damals habe ich mich geärgert, dass ich nicht als Person zählte, sondern nur als Mitglied einer Familie, die – wie jede Familie – mit einer Reihe von mündlich tradierten Eigenschaften in der Gesellschaft dasteht. Heute verstehe ich, dass die Frage nach der Familie nicht nur mit Orientierung und Bewertung zu tun hat, sondern auch eine traditionelle Form der Kontaktaufnahme ist. Sie ist eine Art und Weise, Beziehung herzustellen. Es schafft eine vertraute Basis, wenn man irgendjemanden kennt, der mit dem anderen verwandt oder bekannt ist. «Kennst du nicht...?» – «Bist du nicht die oder der?» Beim Fragen kommt das ganze Spektrum der Verwandtschaft und Bekanntheit in Betracht.

Ich habe immer wieder gestaunt, wie oft sich jemand fand, der im Gespräch allen bekannt war, wie oft Gemeinsames gefunden wurde, wie Beziehungen sozusagen Orientierungshilfen sein können. Eine Frau nannte ihre Adresse, die andere Frau wusste sofort, wo die Strasse ist, denn dort wohne die Schwiegermutter der Schwester. Peinlich, wenn man sich gegenüber einer

Person abfällig über eine andere äussert und nicht weiss, dass diese miteinander verwandt oder befreundet sind. Mein Vater zitierte in diesem Zusammenhang immer wieder den legendären Pfarrer Tschugmell, welcher gesagt haben soll: «Schimpft nicht übereinander, ihr seid alle miteinander verwandt.»

Es hat seinen Wert, in einer vertrauten Welt zu leben. In meiner Jugend konnte ich aber noch nicht verstehen, was ein Balzner mir versicherte: «So wohl wie ein Fisch im Wasser fühle ich mich nur in Balzers.» Sich aufgehoben fühlen in der dörflichen Gemeinschaft, in der die Familie seit Generationen lebt und verwurzelt ist, genau zu wissen, was man tun und was man lassen muss, zu wissen, mit wem man es zu tun hat, auch vertraut sein mit der Landschaft, Strassen und Gebiete benennen können – heute weiss ich diese Qualitäten zu schätzen!

Inzwischen lebe ich in Deutschland und habe wieder andere Erfahrungen gemacht. Um hier Menschen einzuschätzen, ist die Frage nach der Bildung besonders wichtig. Wer Dialekt spricht, bekommt keine gute Bewertung. Geld und Preise sind ein beliebtes Gesprächsthema. Deutsche Mütter achten schon bei der Wahl des Kindergartens darauf, dass der Ausländeranteil nicht zu hoch ist. Entweder hatte ich Glück, und es wurde einfach übergegangen, dass ich Ausländerin bin, oder es wurde mir versichert, dass ich nicht zu *den* Ausländern gezählt werde, gegen die Vorbehalte ausgesprochen wurden. Ich habe bemerkt, wie manchmal vergessen wird, dass es noch andere Länder gibt, in denen deutsch gesprochen wird – ein anderes Deutsch und ein anderes Leben. Manchmal sind die Unterschiede so gering, dass ich sie kaum bemerke und deshalb nicht weiss, was ich falsch gemacht habe.

Im Kaufhaus habe ich eine Verkäuferin nach «Abfallsäcken» gefragt. Die Frau schaute mich komisch an und meinte: «Apfelsäcke haben wir nicht!» Ich versuchte es mit «Misttüten» – ohne Erfolg. Endlich erinnerte ich mich an das «richtige» Wort, nämlich «Mülltüten». Ich habe auch gelernt, dass es nicht «Gang» heisst, sondern «Flur», nicht «Stiege», sondern «Treppe», dass in Deutschland niemand

parkiert, sondern alle «parken». Als ich nach zwei Wochen Heimaturlaub mit meinem kleinen Sohn nach Deutschland zurückkam, wurde er zu meinem grossen Erstaunen gefragt: «Sprichst du noch deutsch?»

Viele Erfahrungen hätte ich nicht gemacht, wenn ich den Vorschlag meines Onkels beherzigt hätte. Nicht ohne Humor meinte er damals: «Hüroot on vo do, denn woos ma, was ma hät.» Er nannte einen Ort in Vorarlberg, der als Grenze für mögliche Heiratskandidaten angesehen wurde. Vielleicht ist es leichter, wenn man in eine Ehe gemeinsame Traditionen mitbringt, sich an Weihnachten nicht entscheiden muss, ob es Gans mit Rotkraut oder Schweinerollbraten mit Sauerkraut gibt und ob man an Ostern Ostereier oder ein Osternest sucht.

Wenn ich heute nach Liechtenstein komme, geniesse ich nicht nur die vertraute Landschaft, sondern auch die Sprache und die Art der Menschen. Hier hat jeder seinen Platz, man kann fortgehen und auch wiederkommen: Es bleibt so. Ich bleibe immer eine Liechtensteinerin.